

AHMAD MILAD KARIMI

MARADONA

*und das
göttliche
Spiel*

WARUM DAS WESENTLICHE
UNVERFÜGBAR BLEIBT
ODER
VON DER POESIE DES LEBENS

PATMOS VERLAG

VERLAGSGRUPPE PATMOS

**PATMOS
ESCHBACH
GRÜNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN
VER SACRUM**

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben



Die Verlagsgruppe Patmos ist sich ihrer Verantwortung gegenüber unserer Umwelt bewusst. Wir folgen dem Prinzip der Nachhaltigkeit und streben den Einklang von wirtschaftlicher Entwicklung, sozialer Sicherheit und Erhaltung unserer natürlichen Lebensgrundlagen an. Näheres zur Nachhaltigkeitsstrategie der Verlagsgruppe Patmos auf unserer Website www.verlagsgruppe-patmos.de/nachhaltig-gut-leben

Alle Rechte vorbehalten

© 2023 Patmos Verlag

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.verlagsgruppe-patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken und Bumiller, Stuttgart

Umschlagabbildung: Foto Ahmad Milad Karimi © Privat.

Alle Rechte vorbehalten

Gestaltung und Satz: Schwabenverlag AG, Ostfildern

Druck: GGP Media GmbH

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-8436-1412-2

Für

Alejandro und Juan Carlos

»Wer alles durchschaut,
sieht nichts mehr.«

C. S. Lewis

Inhalt

Vorwort 9

1 Maradona 11

2 Der Seufzer 26

3 Die Geburt 35

4 Die Gegenwart der Taglilie 42

5 Lob des Glaubens 53

6 »Du sollst deinen Sohn Diego nennen!« 60

7 Das Unverfügbare oder: Mit Gott atmen 71

8 Die schwache Hoffnung 81

9 Der Kuss 92

10 Der Tanz 99

11 Eine Liebeserklärung 107

12 Offenes Ende 116

Anmerkungen 122

Dank 127

Zum Autor 128

Vorwort

Ich will es nicht verbergen. Dieser Essay ist ein Eingeständnis und ein Plädoyer. Er ist ein Plädoyer für die Poesie, für den Zauber des Lebens, für die schwere Schönheit menschlicher Erfahrung, der Begegnung und Welterschließung. Und ein Eingeständnis meiner Faszination von Maradona, dem Magier der Unverfügbarkeit, und für den verspieltesten Versuch eines indirekten Gottesbeweises. Es geht um die Erinnerung einer kindlichen Seele, um Zerbrechlichkeit menschlicher Existenz, um schwache Hoffnung. Und immer ist Maradona gegenwärtig, als Spieler, als Gauner, als Mensch – mit einem dunklen Rest.

Was haben wir im Griff? Die globale Pandemie? Unsere Geburt, unser Leben, unsere Liebe, unser Glück, unseren Tod? Und was ist uns verfügbar? Die Dinge, die uns umgeben? Oder kommen sie um, wie Rainer Maria Rilke anmahnt,¹ wenn wir sie in der Eindeutigkeit und Verfügungsgewalt einfangen, beherrschen, gebrauchen?

Der Essay geht der Frage nach, warum und inwiefern das Wesentliche, unsere Liebe, unser Glück, unser qualitativer Lebensvollzug, einen Tanz der Unverfügbarkeit darstellt, warum Leben poetisiert ist, wenn wir den Sinn dafür kultivieren, dass wir selbst Sehnsucht sind.

Die Gabe der Unverfügbarkeit scheint das Versprechen in sich zu tragen, eine Gegenwart zu gestalten, die in der Gelassenheit ihren Grund findet, im Vertrauen zwischen

Mensch und Mensch, im Widerstand gegen den transparenten Menschen von morgen, der alles beherrscht, alles verfügbar gemacht hat, alles durchdringt und alles durchschaut, alles durchherrscht und alles besitzt, aber seine Poesie, sein Geheimnis verloren hat.

Unverfügbarkeit dynamisiert das Leben. Verfügbarkeit hingegen stabilisiert das Leben. Scheinbar. Ihr Schein, ihre Funktion zeigt sich darin, dass sie Halt hervorbringt, aber einen Halt ohne Haltung, während die Unverfügbarkeit Haltung stiftet, wo nichts haltbar ist. Die Haltung selbst ist nicht haltbar; sie lässt sich nicht konservieren. Was ist der Unterschied eines Reisenden zu einem Touristen? Reisende suchen Haltung, Touristen sind auf der Jagd nach Halt, nach dem, was sich darbietet, einem Foto, das einer Erinnerung wert ist. Reisende dagegen suchen sich selbst, suchen das Eigene im Fremden, wollen kein Foto, in dem sie und die Attraktion zu sehen sind, wodurch das Eigene vor dem Fremden festgehalten wird, sondern sie wollen das Eigene ins Fremde stellen. Sie lassen sich nicht vor dem Fremden ablichten, sondern suchen das Licht des Fremden. Wer Haltung sucht, muss die Offenheit besitzen, jedem (scheinbaren) Halt zu trotzen.

Sinn und Offenheit für das Unverfügbare lässt die geteilte Poesie des Lebens aufscheinen, wie ein Kuss, ein verstohlener, der nicht nimmt, was er nicht gibt: das Leben teilen. Maradona küsste den Ball und der Ball machte ihn dankbar. Vielleicht ist dies das Wesentliche: Dankbarkeit.

Ahmad Milad Karimi

1 Maradona

»Ich fragte: »Wie lange währt das Leben der Rose?«
Die Knospe vernahm es und lächelte nur.«
Mir

Alles begann mit der »Hand Gottes« und ein bisschen mit Maradona. Jedenfalls hat nicht die Theologie, die sich mit der Frage befasst hat, ob Gott tatsächlich eine Hand haben kann oder diese Vorstellung als Anthropomorphismus abzulehnen sei, die Idee der »Hand Gottes« kultiviert, sondern der aus einfachen Verhältnissen stammende Fußballer Diego Armando Maradona. Die »Hand Gottes« und Maradona haben eine tiefe Gemeinsamkeit: Sie sind streitbar. Und doch ist uns nichts unverfügbarer, unerklärlicher als diese Hand, die es nicht geben kann, zuweilen nicht geben darf und doch gewirkt zu haben scheint. Und Maradona? Der italienische Filmregisseur Paolo Sorrentino, der bei dem feinsinnigen Film *The Hand of God* (2021) Regie führte, ist überzeugt, dass man Maradona »nur durch unsere Beziehung zum Göttlichen begreifen« kann. Denn Maradona kam nicht zur *Società Sportiva Calcio Napoli*, sondern, so Sorrentino, er erschien dort wie ein Gott.

Meine Kindheit habe ich in Kabul verbracht, ich kenne den Krieg, soweit man ihn überhaupt kennen kann. Ich habe die Hand Gottes nicht gesehen, doch ich sah Maradona. Es

war Poesie. Es war magischer Realismus, nicht als Text, nicht als Kunstwerk, sondern als Erscheinung, als Spiel. Er besaß Aura, denn an ihm konnte ich zwischen dem Eigentlichen und Uneigentlichen unterscheiden. Was aber war uneigentlich? In meinen kindlichen Augen: der Krieg. Zugleich gehörte der Krieg zu meiner kindlichen Welt. In dieser Welt war Fußball keine Sportart, sondern eine subtile Form der Gegenwartsbewältigung. Fußball war in Kabul beliebt. Gewiss hat man sich mehr über Fußball gestritten als über die religiösen Fragen. Am Fußball hat sich alles entschieden, weil dieses Spiel im Unterschied zum Krieg eine gerechte Ordnung besaß. Der Sommer 1986 in Kabul war bestimmt von der Fußball-Weltmeisterschaft und dem Streit um den großen Maradona. Ich war sieben Jahre alt und verbrachte meine gesamte Freizeit mit dem Fußball.

Nicht selten wurde ich der »kleine Maradona« genannt, weniger wegen meiner Fähigkeiten, die kaum vorhanden waren, als vielmehr wegen meiner lockigen, wuscheligen Haare. Als ich Maradona zum ersten Mal am Bildschirm sah, konnte ich spüren, wie er mein Herz eroberte. Maradona beförderte den Ball mit dem Fuß nach oben, und der Ball klebte gleichsam an seinem Kopf, dabei hatte er keinerlei Regung im Gesicht. Alles erschien leicht, sanft. Er strahlte eine Art stille Größe aus. Aber in ihm war zugleich eine Wucht, eine unbändige Kraft an Trauer sichtbar, sodass Fußball in seiner Gegenwart wie eine Kunst der Leidbewältigung aussah. Während andere Spieler vor dem Spiel miteinander gezielte Aufwärmübungen machten, jonglierte Maradona einfach nur mit dem Ball, alleine, als wollte er den Ball zähmen. Genau genommen tanzte der Ball um ihn herum. Diese gegenseitige Hingabe zwischen ihm und dem Ball hatte eine eigene Ästhetik, die auf mich wie ein himmlisches

Ritual wirkte, mit Leichtigkeit und Rhythmus die Fußballgeister herbeizuschwören. Und plötzlich waren all diese Geister in seinen Augen sichtbar, zu denen gewiss auch Dämonen gehörten.

Fortan habe ich nichts anderes getan, als mit dem Ball zu jonglieren, ob zu Hause, auf dem Schulweg, draußen vor der Tür oder während wir uns wieder einmal im Keller wegen eines Raketenangriffs der sogenannten Mujaheddin aufhielten. Der Keller ließ meine Welt schrumpfen. Der Sog des pulsierenden Lebens hörte plötzlich auf. Ich stellte mir vor, nicht im Keller zu sein, sondern im Tunnel der Fußballarena. Doch der Lärm der Raketen und Bomben lassen keinen Raum für Kinderfantasien. Im Dunkeln zu jonglieren habe ich dann als Übung begriffen, aber dafür war der Keller zu eng, die Angst, selbst dort getroffen zu werden, viel zu groß. Mir blieb allein, den Ball festzuhalten, ganz fest, als würde ich mich an ihm halten, an all den Hoffnungen, die er einem Kind im Krieg spendete. Als Kind war mir die bedrückende Last des Krieges und was alles mit ihm verlorengehen kann, nicht bewusst, aber die Stimmung des Krieges, diese immer gegenwärtige Gefahr, die Angst, selbst direkt, also leiblich getroffen zu werden, verriet den unendlichen Verlust eines einzigen Augenblicks. Ich meine diesen einen Augenblick, der einem Kind geraubt wird, weil es um sein Leben bangen muss. Mir war es so, als würde Maradona all dies sehen, den Weltschmerz ein- und ausatmen. In seinem höchst poetischen Film *Youth* (2015) (Deutscher Titel: »Ewige Jugend«) zeigt der Regisseur Paolo Sorrentino diesen Maradona. Wir sehen einen unheimlich übergewichtigen Mann, der kaum spricht, sondern entweder Autogramme verteilt oder mit dem Tennisball jongliert, um im nächsten Augenblick künstlich beatmet zu werden. Er atmet ein und aus, aber die Schwere

des Lebens weitet diesen einen Augenblick ins Unendliche aus.

Diese Öffnung zum Schmerz, den Maradona aus seinen ärmlichen Verhältnissen in sich versammelte, war die offene Lyrik seiner Gegenwart. Er scheiterte nicht nur an einem Gegner, am Rasen, am Ball, am Torwart; vielmehr sah er seinem Scheitern zu. Dies erzeugte in ihm ein doppeltes Leid, indem er bei seinem Scheitern mit sich selbst litt und dem Augenblick, an dem er scheiterte – und genau dies machte ihn so nahbar.

Deshalb bangten wir nicht nur um die Lieblingsmannschaften, sondern auch davor, dass der Strom während des Spiels abgeschaltet wurde. Ich wusste genau, der eigentliche Feind des Fußballs ist der Krieg. Denn der Krieg macht alles verfügbar und zugleich unbedeutend, indem er alles zerstört, entwertet. Vor dem Auge des Krieges sind wir alle Verlierer. Aber der Fußball war das Spiel der Hoffnung, eine kleine Lebenspoesie. Und Maradona spielte die Hauptrolle. Es war die Unverfügbarkeit des Balls, die Maradona verkörperte. An keinem Zeitpunkt konnte man am Bildschirm erahnen, was geschehen würde, wenn er den Ball am Fuß hatte. Er spielte nicht bloß Ball, an Maradona geschah Fußball. Daher verkörperte er für mich den Akt der Unverfügbarkeit, eben die »Hand Gottes«.

Von der »Hand Gottes« ist nicht nur in der Bibel vielfach die Rede, sondern auch im Koran. Wer eben den Koran nicht wörtlich, sondern ernsthaft begreift, fragt sich, was diese Hand bedeutet. Symbolisiert sie die göttliche Wirkmächtigkeit, Gerichtsbarkeit oder den göttlichen Schutz, wenn es im Koran einmal heißt,² dass die Hand Gottes über den Händen der Menschen ruht, die sich Gott zuwenden? Was auch immer die »Hand« symbolisieren mag, es bleibt die Frage

offen, warum hier überhaupt von der »Hand« die Rede ist, wenn Hand nicht im wörtlichen Sinn als Hand gemeint sein kann. Ist die Hand Gottes genannt, ohne dass diese Hand mit einer Hand, wie wir sie uns vorstellen, vergleichbar wäre, dann hätten wir nichts davon, dass wir in der Schrift »Hand« lesen. Es wäre eben, semantisch betrachtet, ein leerer Begriff. Wie kann aber eine Offenbarung eine leere Botschaft vermitteln, wenn sie sich nicht als ein absurdes Kunstwerk darbietet? In welcher Wendung auch immer scheint die Rede von der »Hand Gottes« eine Herausforderung darzustellen, weil sie uns nicht verfügbar ist – wie aus dem Koran zu hören ist: Seine Hand ruht über unseren Händen, aber nicht umgekehrt.

In meiner Kindheit inmitten des Krieges suchte ich immer wieder nach dieser »Hand«. Ich suchte sie inmitten der Ruinen, inmitten eines Raketenangriffs, in den Augen meiner Mutter, im Seufzer meines Vaters, im ständig gestörten Spiel meiner kleinen Schwester. Doch nirgends habe ich sie gefunden. Habe ich sie im Falschen gesucht? Ist der Krieg ein Zeichen der Abwesenheit Gottes? Oder hat sich seine Hand gewandelt? Mal war sie Licht über uns, nun war sie reine Finsternis. Ich hatte meinen Himmel, meinen blauen Himmel; er war der Topos meiner Kindheit. Aber vertrösten konnte er uns nicht lange. Allein der Schein aber genügte, um nicht zu verzweifeln. Der blaue Himmel über Kabul wirkte jedenfalls wie eine Fassade, eine Requisite einer pervertierten Realityshow, die selbst die Hand des Ewigen vereinnahmt hat. Der Himmel spendete Hoffnung, aber selbst ich als Kind wusste, dass diese Hoffnung vergangen war, bevor sie uns erreichte. Als die Mujaheddin Anfang der 90er-Jahre des letzten Jahrhunderts Kabul eroberten, beschossen sie für mehrere Stunden diesen blauen Himmel –